laponia Insula



Petra Buchholz

Schreiben und Erinnern

Über Selbstzeugnisse japanischer Kriegsteilnehmer

PETRA BUCHHOLZ

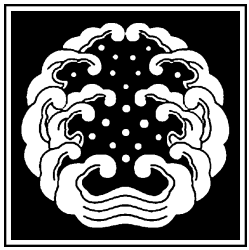
SCHREIBEN UND ERINNERN

IAPONIA INSULA

STUDIEN ZU KULTUR UND GESELLSCHAFT JAPANS

Herausgegeben von
IRMELA HIJIYA-KIRSCHNEREIT

BAND 10



2003
IUDICIUM VERLAG · MÜNCHEN

PETRA BUCHHOLZ

SCHREIBEN UND ERINNERN

Über Selbstzeugnisse japanischer Kriegsteilnehmer

iudicium

Die Vignette aus dem klassischen japanischen Repertoire der Heraldik nach Naturerscheinungen stellt *kawari tsui-nami*, einander entgegenschlagende Wellen, dar und soll hier eines der Hauptthemen der Reihe, die Begegnung der Kulturen, symbolisieren.

Redaktion: Matthias Hoop

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar:

ISBN 978-3-86205-912-6 (E-Book)

D 188

© IUDICIUM Verlag GmbH München 2003
Alle Rechte vorbehalten

ISSN 0947-1200
ISBN 978-3-86205-912-6 (E-Book)

INHALT

Vorwort / Danksagung 11
Einleitung 13

I Kontext und Entstehungsbedingungen schriftlicher Beiträge zur japanischen Erinnerungskultur
1. Kultur des Schreibens 23
1.1 „Obsessive Lust" an der Schrift 24
1.1.1 Über die „Schwierigkeit" des japanischen Schriftystems 24
1.1.2 Literalität als soziale Kompetenz 31
1.1.3 Eine unverbindliche Orthographie 36
1.2 Aufsatzerziehung im Schulunterricht 40
1.3 *Seikatsu tsuzurikata undō* – „Bewegung, das Leben in Worte zu fassen" 48
1.3.1 Von der Formalisierung des Schreibens zur Befreiung der kindlichen Ausdrucksfähigkeit: Ashida Enosuke als Vorreiter der *seikatsu tsuzurikata undō* 50
1.3.2 Suzuki Miekichi und die Verbindung zur literarischen Welt 55
1.3.3 Vom Märchen zum Marxismus: Die *seikatsu tsuzurikata*-Bewegung der Shōwa-Zeit 60
1.3.4 Gesamteinschätzung 68
2. Schreiben als Erinnerung 71
2.1 Japan – ein Land der Erinnerung? 71
2.1.1 Schreibkultur und Erinnern 71
2.1.2 Erinnerung auf verschiedenen Diskursebenen 74
2.1.3 Zur Begriffsklärung: „Kollektives Gedächtnis" und Mythos, „public memory" und Erinnerungskultur 80
2.2 Hauptmotive japanischer Erinnerung an drei Beispielen 90

2.2.1 Der 15. August 1945: Ein einmaliges kollektives Erlebnis wird inszeniert – und erinnert 91
2.2.2 Die Briefsammlung *Kike wadatsumi no koe* 103
2.2.2.1 Die Bedeutung des Requiems (*chinkon*) in der japanischen Erinnerungskultur 108
2.2.2.2 Kritik und Rezeption – Konstruktion und Widerlegung eines Widerstandsmythos 117
2.2.3 Die *jibunshi*-Bewegung 122
2.2.3.1 Verbreitung und Kommerzialisierung der Idee, „das eigene Leben aufzuschreiben“ 130
2.2.3.2 „Lebensbeweis“ als Schreibmotiv 139
3. Die Medien als Multiplikator und Manipulator 148
3.1 Merkmale der Offenheit im japanischen Verlags- und Literaturwesen 148
3.1.1 Ein Beispiel für die Resonanz durch die Frauen: Die *kakimasu wa yo*-Bewegung 155
3.1.2 Das Leserforum der *Asahi shinbun* 158
3.2 Medien als Manipulator von Schreibfreude 163
3.2.1 Umkämpfte Erinnerung an die Nachkriegszeit (*sengo*) 164
3.2.2 Inszenierung der Zeitenwende 171
3.2.2.1 *Exkurs:* Zeitrechnung und ihre Folgen für nationale Souveränität und Erinnerungskultur 171
3.2.2.1.1 Zeitrechnung als Erinnerungsanlaß 171
3.2.2.1.2 Die japanische Zeitrechnung im Spannungsfeld zwischen nationaler Souveränität und dem Postulat internationaler Gleichzeitigkeit 173
3.2.2.1.3 Die japanische Zeitrechnung im Diskurs der Gegenwart 181
3.2.2.2 Das Ende von Shōwa 192

II Das Bemühen um eine erzählbare Geschichte – Analyse und Interpretation von 115 „persönlichen Shōwa-Geschichten“

1. Die zwei Quellensammlungen 200
   - 1.1 Über das Zustandekommen der beiden Bände 200
   - 1.2 Auswahlkriterien der Herausgeber 202
   - 1.3 Die Beiträger 203
     - 1.3.1 Alter und Geschlecht 203
     - 1.3.2 Status 206
2. Die Themenstellung und ihre Bearbeitung 209
   - 2.1 Gesamtschau oder exemplarisches Streiflicht 211
   - 2.2 Zugangsmöglichkeiten auf das Thema 212
     - 2.2.1 Von innen oder von außen 212
     - 2.2.2 Ausgehend vom Ich oder vom Ganzen 213
   - 2.3 Was heißt persönliches Erleben? 217
   - 2.4 Der bevorzugte Zeitraum persönlicher Erinnerungen 222
   - 2.5 Andere Personen 230
     - 2.5.1 Der Trend zu personenlosen Erzählungen 230
     - 2.5.2 Eine andere Person als Repräsentant für das Außen 234
     - 2.5.3 Die Geschichte eines anderen 236
   - 2.6 Ernsthafte Zeugenaussagen 237
   - 2.7 Überlegte Komposition und farbige Gestaltung durch Metaphern 239
3. Der Shōwa-Begriff in den schriftlichen Erinnerungen 242
   - 3.1 Überstandene Vergangenheit 242
   - 3.2 Problematisierungen des Shōwa-Begriffs 245
   - 3.3 Die Shōwa-Verweigerer 250
4. Das Frauenbild in Friedens- und Kriegszeiten 253
   - 4.1 Aufopferung und Anspruch auf Versorgung 254
     - 4.1.1 Aufopferung ist eine Aktivität 257
     - 4.1.2 Passiv ertragene Frauenschicksale 263
   - 4.2 Frauen als Opfer männlicher Gewalt 265
     - 4.2.1 „Miss Only“ – der Vorwurf der Fraternisierung 268
   - 4.3 Selbstkritik von Frauen 271
5. Das Erscheinungsbild von Ausländern 273
   - 5.1 Begegnungen mit Amerikanern 274
   - 5.2 Begegnungen mit Chinesen 279

5.3 Begegnungen mit Koreanern 284
6. Kriegserinnerungen 285
6.1 Wie wird über den Krieg erzählt? 289
6.1.1 Aktive Opfer 289
6.1.2 Das Kriegsvokabular 293
6.1.3 Ein zentraler Topos: dunkel 298
6.2 Motive für die Niederschrift von Kriegserinnerungen 299
6.2.1 Andauernde Pflicht der Zeitzeugen 299
6.2.2 Andauernder Klärungsbedarf: Wahrheit und Lüge über das Sterben im Krieg 302
6.2.2.1 Aufdeckung der Lügen von offizieller Stelle 305
6.2.2.2 Offenbarung eigener Lügen 306
6.2.3 Andauernder Zorn 309
6.2.3.1 Zorn über die „verlorene Jugend“ 309
6.2.3.2 Zorn über brutalen Drill und unmenschliche Behandlung in den Militärlagern 310
6.2.4 Andauernder Reflexionsbedarf – Rechtfertigungen und Bekenntnisse 313
6.2.4.1 Berichte mittelbarer Ohrenzeugen 315
6.2.4.2 Bekenntnisse von Tätern 317
6.3 Erzähltabus 325
6.3.1 Abweichung vom Normalen: Widerstand 325
6.3.2 Kameradschaft und Überlebensschuld 328
7. Brüche zwischen den Zeiten und Werten 336
7.1 Brucherfahrungen im Lebenslauf 336
7.2 Der fundamentale Bruch nach der Kriegsniederlage 338
7.2.1 Ein formales Darstellungsmittel 338
7.2.2 Berichte über die Teilnahme am kollektiven Ereignis 339
7.2.3 Der 15. August als persönlicher Zusammenbruch 340
8. Erinnerungen an die Nachkriegszeit 347
8.1 Das „Nachkriegschaos“ 348
8.2 Die „lange Nachkriegszeit“ 351
9. Schlußbetrachtung 354
9.1 Der unvermeidliche vergleichende Blick 354

9.2 *Exkurs:* Bekenntnisse aus der Täterperspektive in den populären Kriegserinnerungen Japans 363
9.3 Die Stellung der persönlichen Shōwa-Geschichten im Gesamtzusammenhang japanischer Erinnerungs- und Schreibkultur 374

Literaturverzeichnis 381

Register 412

VORWORT

Dies ist die überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die 1999 im Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften (Abteilung Japanologie) der Freien Universität Berlin angenommen wurde.

Meine Betreuerin und Gutachterin, Frau Prof. Dr. Irmela Hijiya-Kirschnereit, hatte schon an der Entstehung der Idee wesentlichen Anteil, und ich danke ihr herzlich für die engagierte und feinfühlige Unterstützung, die vielen wertvollen Hinweise und auch den hartnäckigen Langmut, mit dem sie meine sich inhaltlich und zeitlich ausdehnende Arbeit begleitete. Für die Aufnahme der Arbeit in die von ihr herausgegebene Reihe Iaponia Insula fühle ich mich ihr auch darüber hinaus zu großem Dank verpflichtet.

Mit besonderer Dankbarkeit erinnere ich mich auch an meinen Zweitgutachter, den nun verstorbenen Prof. Dr. Bruno Schonig, der selbst noch während seiner schweren Erkrankung mit viel Wärme und Engagement meine Ergebnisse mit mir diskutierte und von dessen Hinweisen ich sehr profitierte.

Für das Zustandekommen dieser Arbeit spielte meine mehrjährige Tätigkeit als Lektorin an der Yamanashi-Universität in Kōfu eine wichtige Rolle. Hier fühle ich mich ganz besonders Herrn Prof. Yagi Hiroshi zu tiefem Dank verpflichtet. Ohne seine einfühlsame Unterstützung wäre mir vieles entgangen, sowohl an menschlichen Begegnungen und Einblicken in den universitären Alltag als auch an wissenschaftlichen Erkenntnissen.

Prof. Yagi war es auch, der mich an der Aikawa-Grundschule in Kōfu einführte, an der ich über anderthalb Jahre hinweg im Unterricht hospitieren durfte. Diese Erfahrung war von unschätzbarem Wert und hat in der vorliegenden Arbeit einigen Niederschlag gefunden. Es ist mir ein Bedürfnis, der Schulleitung, den Lehrern und auch den Kindern der Aikawa-Grundschule für ihre unkomplizierte Bereitschaft, mich in ihren Schulalltag zu integrieren, meinen Dank auszusprechen.

Viele Gespräche mit Freunden und Studienkollegen sind in die Arbeit eingeflossen, ohne daß jeder einzelne hier erwähnt werden könnte. Für hilfreiche Kommentare und die Durchsicht des Manu-

skripts bin ich ganz besonders Wolfgang Thoms, Dr. Werner Schäfke und Prof. Dr. Wolf Wagner zu Dank verpflichtet.

Matthias Hoop hatte die Redaktion übernommen: sämtliche nicht mehr vorhandenen Fehler sind allein sein Verdienst, und ich danke ihm sehr für die liebenswerte Akribie, mit der er Unstimmiges aufspürte. Herr Kuroda Kanata stellte für das Umschlagbild freundlicherweise einen Auszug aus seinem Tagebuch zur Verfügung, Frau Dr. Gudrun Wedel half in letzter Sekunde bei der Erstellung des Registers; beiden möchte ich an dieser Stelle meinen Dank aussprechen.

Auch meiner Familie und meinen Freunden wurde ein gehöriges Maß an Langmut und Hilfsbereitschaft abverlangt. Dafür, daß mir beides so überreichlich zuteil wurde, möchte ich mich an dieser Stelle ausdrücklich bedanken.

Einleitung

Die hier vorgelegte Studie über *Schreiben und Erinnern* in Japan besteht aus zwei großen Teilen etwa gleichen Umfangs und Gewichts. Der Ausgangspunkt der Untersuchung lag im nunmehr zweiten Teil, in dem ich mehr als hundert schriftliche Lebenserinnerungen aus der japanischen Bevölkerung einer detaillierten Betrachtung unterziehe. Bei den Recherchen für den ersten Teil über Kontext und Entstehungsbedingungen dieser Selbstzeugnisse, der ursprünglich lediglich als notwendige Hinführung auf die Darstellung und Interpretation gedacht war, stieß ich jedoch auf ein unerwartet faszinierendes und reichhaltiges Hintergrundmaterial, das manifeste Hinweise auf eine überaus lebendige Erinnerungskultur, in die die japanischen Lebenserinnerungen offenbar eingebettet waren, enthielt.

Ich habe der Faszination, die von diesem Material ausging, aus zwei Gründen nachgegeben: Zum einen erschien mir die „Entdekkung" von derart vielfältigen Aktivitäten auf populärer Ebene, die allesamt dem Aufschreiben von Vergangenheit dienen, schon allein deshalb bedeutsam, weil sie den aus offiziellen Haltungen und politischen Verlautbarungen resultierenden Eindruck, Japan und die Japaner würden sich der Verantwortung für ihre Vergangenheit entziehen, wenn nicht zu widerlegen so doch zumindest zu relativieren versprach. Zum anderen bildeten diese vielstimmigen und mannigfaltigen Aktivitäten, die Vergangenheit aus einer strikt subjektiven Perspektive heraus aufzuschreiben, ganz offensichtlich das Umfeld, dem die zu interpretierenden Lebenserinnerungen entstammen; eine Würdigung dieses Umfelds erschien mir für eine fundierte Darstellung und Beurteilung deshalb unverzichtbar.

Die von mir beabsichtigte Analyse autobiographischer Aufzeichnungen hatte somit eine Untersuchung der Erinnerungs- und Schreibkultur Japans angestoßen, die sich zu einem umfangreichen Kapitel auswuchs, das dieser Analyse nun vorangestellt ist. Der erste Teil soll mithin eine Einordnung der Lebensberichte in ein spezifisches, sowohl Schreiben als auch Erinnern äußerst zugeneigtes Umfeld leisten und die inhaltliche und interpretierende Wiedergabe der Selbstzeugnisse vorbereiten. Der zweite Teil, die ausführliche Darstellung der japanischen Lebenserinnerungen, bildet nun die inhalt-

liche Konkretisierung der bis dahin nachgezeichneten Schreib- und Erinnerungskultur.

Der enge und zwingende Zusammenhang zwischen den beiden großen Kapiteln erscheint mir selbst völlig überzeugend. Daß der erste Teil sich zu einer so breit angelegten Untersuchung auswachsen mußte, verdankt sich nicht allein meinem ungezügelten Forschungsdrang, sondern vor allem dem Untersuchungsgegenstand selbst. Die zutage geförderten Ergebnisse über eine hart erkämpfte und lang gepflegte Schreibkultur, aus der die japanischen Selbstzeugnisse erwachsen sind, rechtfertigen die Breite der Darstellung in meinen Augen voll und ganz.

Dennoch ist es zweifellos angemessen und vielleicht auch notwendig, an dieser Stelle den Werdegang einer so umfassenden Darstellung, die immerhin von der Rolle der Hiragana im Erstleseunterricht bis zur Inszenierung einer Zeitenwende in Japan reicht, um schließlich in eine detaillierte Interpretation konkreter Lebenserinnerungen zu münden, schrittweise nachzuzeichnen und damit die von mir eingeschlagenen Richtungen transparent zu machen.

Der erste Anstoß zum Entstehen dieser Arbeit liegt nun schon mehr als zehn Jahre zurück, ist mir aber unverändert präsent geblieben und als bedeutsame Fragestellung auch nach der Jahrtausendwende in der christlichen Zeitrechnung unverändert aktuell: Zu Beginn des Jahres 1989, das mitten in meinen mehrjährigen Japan-Aufenthalt fiel, erlebte ich die mir völlig unbekannte Situation, mich im Jahre Eins eines neuen Zeitalters zu befinden. Das Jahr Heisei Eins war ausgerufen worden, denn die 63jährige Shōwa-Ära war durch den Tod des Tennō Hirohito am 8. Januar 1989 zu Ende gegangen. Zu diesem Zeitpunkt hatte die damals bevorstehende Jahrhundert- bzw. sogar Jahrtausendwende der christlichen Zeitrechnung als real zu erwartendes „Weltereignis“ noch keinen oder nur wenig Niederschlag in Medien und Diskurs gefunden; auch die politische Zeitenwende 1989/90, die mit dem Fall der Berliner Mauer ihren spektakulären Anfang nahm, hatte noch keine ihrer Bedeutung entsprechenden Schatten geworfen. Wenn das Ereignis einer spektakulären Zeitenwende also heute durchaus in den Erwartungshorizont einbezogen werden kann, so war dies Anfang 1989, als die japanische Zeitenwende zelebriert wurde, noch nicht der Fall. Es lag also auch an der unerwarteten Einmaligkeit, daß die japanische Inszenierung vom Ende

eines alten und Beginn eines neuen Zeitalters mich dermaßen faszinierte.

In dem entsprechenden Zeitraum herrschte in Japan eine atemberaubend knisternde, aufgeladene Athmosphäre, die ein intensives Gefühl von Ende und Neuanfang heraufbeschwor und bis in kleinste Alltagsangelegenheiten hineinreichte. Niemand vermochte sich dieser aufgeladenen Stimmung zu entziehen. Einen entscheidenden Beitrag zum Entstehen dieser Wende-Athmosphäre leistete die überwältigende Fülle von Fernsehbeiträgen und Publikationen, die im wesentlichen aus unzähligen Rückblicken, Dokumentationen und öffentlich vorgetragenen Erinnerungen an das Shōwa-Zeitalter bestand. Der Todestag des Tennō hatte nicht nur das Ende einer Ära besiegelt, er war zum Aussichtspunkt erklärt worden, von dem aus auf das vergangene Zeitalter zurückgeblickt wurde. Die Zeitenwende war ein Erzählanlaß – und sie bewirkte einen Rückblicksrausch.

Aus der Beobachtung dieses Phänomens erwuchs mein ursprüngliches Ausgangsinteresse, das zunächst vordringlich von der Fragestellung geprägt war, wie in Japan die – nunmehr sogar von mir als Zeitgenosse mit den Japanern geteilte – beeindruckende Erfahrung, eine Ära zu beenden und ein neues Zeitalter zu beginnen, in Worte gefaßt, kommentiert und begriffen wurde.

Durch einen Hinweis von Frau Prof. Hijiya-Kirschnereit wurde ich auf zwei Sammelbände mit persönlichen Rückblicken auf die Shōwa-Ära, die von „Gelegenheitsautoren" aus der breiten Bevölkerung verfaßt worden waren, aufmerksam. Diese „Persönlichen Shōwa-Geschichten" (*Watakushi no Shōwa-shi*) versprachen einen äußerst vielfältigen und anregenden Materialfundus für meine Fragestellung, welche Bedeutung sowohl der Zeitenwende als auch dem vergangenen Shōwa-Zeitalter in der japanischen Bevölkerung beigemessen wird, und gaben so den entscheidenden Ausschlag, mich in meiner Dissertation mit dem Themenkomplex „Umgang mit der Vergangenheit in Japan" zu beschäftigen.

Der erste Eindruck der beiden Sammelbände, den ich in einem Rezensionsartikel festgehalten hatte,[1] bestärkte mich in diesem Vorhaben, denn es schälten sich in den Beiträgen aus der Bevölkerung erhebliche Unterschiede zu der sonst verbreiteten Interpretation her-

[1] Buchholz 1992.

aus: Die 63 Jahre währende Shōwa-Zeit wurde hier nämlich vorwiegend mit Kriegserfahrung gleichgesetzt. Diese zunächst überraschende Tatsache inspirierte zu einem als Vergleich mit deutschen Kriegserinnerungen angelegten Vorhaben, das jedoch aus Gründen eines vertretbaren Umfangs der Arbeit sowohl in inhaltlicher als auch in zeitlicher Hinsicht wieder fallengelassen werden mußte. Dennoch hat dieses ursprüngliche Vorhaben sich auf Gewichtung und Gestaltung der Arbeit unverkennbar ausgewirkt: Deutsches Vergleichsmaterial war gesammelt und gesichtet worden, die daraus gewonnenen Einsichten flossen in die Betrachtung japanischer Erinnerungen mit ein, indem sie Erstaunen über frappierende Übereinstimmungen oder Abweichungen auslösten.

Die von Hobbyautoren stammenden Lebensaufzeichnungen faszinierten mich – letztlich ebenfalls aus dieser unvermeidlichen vergleichenden Perspektive heraus – überdies aus einem weiteren Grund: Daß es sich um sorgfältig komponierte, schriftliche Beiträge aus der Bevölkerung handelte, die als äußeren Anstoß lediglich eines Schreibaufrufs in einer Zeitschrift bedurften, deutete auf ein massives Bedürfnis hin, sich an der Formulierung der Vergangenheit zu beteiligen, auf ein aktuell bestehendes Bedürfnis, die persönlichen und subjektiven Versionen einem Gesamtbild hinzuzufügen. Die sorgfältige schriftliche Ausarbeitung verstärkte den Eindruck von Ernsthaftigkeit und Selbstbewußtsein hinsichtlich der Wichtigkeit des eigenen Beitrags.

Es stellten sich also schon aus der Existenz dieser schriftlich niedergelegten, persönlichen Shōwa-Erinnerungen weitere Fragen. Wenn sie als Beitrag zu einer anerkannten Version der Vergangenheit gelten und interpretiert werden sollten, dann mußte zumindest das Erscheinungsbild dessen, zu dem sie etwas beisteuerten, untersucht und beschrieben werden. Welche Strukturen standen bereit, um die persönlichen Erinnerungen zu veröffentlichten Versionen und damit zu Bausteinen einer gegenwärtigen Konstruktion von Vergangenheit zu machen? Inwieweit bestimmten diese Strukturen auch die Inhalte dessen, was erinnert, aufgeschrieben und veröffentlicht wurde? Und – entsprechend dem ursprünglichen Anstoß, der mich zu einer Beschäftigung mit diesem Thema gebracht hatte – aus welchen Entstehungszusammenhängen rührte die Möglichkeit her, eine Zeitenwende zu inszenieren, die als Erzählanlaß genutzt und zum Ausgangs-

punkt für einen derartigen Rückblicksrausch gemacht werden konnte?

In dem Kapitel „Die Medien als Multiplikator und Manipulator", das der konkreten Interpretation der Shōwa-Geschichten direkt vorausgeht, habe ich die Resultate meiner Recherchen über diese spezifischen Strukturen der japanischen Medienlandschaft zusammengestellt. In einem ausführlichen Exkurs bin ich den Implikationen japanischer Zeitrechnung, ihrer Stellung im internationalen Kontext und der Bedeutung, die ihr im diskursiven Raum Japans beigemessen wird, nachgegangen. In diesem Abschnitt wird also letztlich die Antwort auf die ausschlaggebende Frage gesucht: Waren die persönlichen Shōwa-Geschichten herausragende Einzelfälle, die anläßlich eines herausragenden Moments in der japanischen Geschichte verfaßt wurden?

Die Sichtung von Medien und selbständigen Publikationen aus den vorangegangenen Zeiträumen ergab indes eindeutig, daß dem Abdruck privater Lebenserinnerungen in der japanischen Medienlandschaft nicht nur zu Zeiten des Übergangs von Shōwa zu Heisei, sondern generell ausnehmend viel Platz eingeräumt wird. Weitere Nachforschungen bestätigten, daß die Shōwa-Geschichten keinesfalls allein als Ergebnis eines außergewöhnlichen Moments in der japanischen Zeitgeschichte, dem hohe symbolische Kraft beigemessen wurde, betrachtet werden können, sondern allenfalls als ein – womöglich nur vorläufiger – Höhepunkt in einer sich ständig ausweitenden Flut persönlicher Rückblicke und Erinnerungen.

Nachdem ich mich einmal auf die Suche nach veröffentlichten privaten Lebenserinnerungen gemacht hatte und der Blick für ihre Erscheinungsformen geschärft war, gerieten auch sonst unauffällige Spalten und Rubriken, Anzeigen und Schreibaufrufe in das Blickfeld, und die pure Quantität der zutage geförderten persönlichen Lebensaufzeichnungen wirkte nachgerade erschlagend. Diese Quantität mußte als Umschlagen in eine neue Qualität gewertet werden.

Es folgte im Werdegang meiner Arbeit deshalb der Entschluß, diese neue Qualität, die ich als sichtbares Indiz für die Existenz einer äußerst lebendigen Erinnerungskultur betrachtete, nicht nur in ihren quantitativen Ausmaßen, sondern auch in ihrer inhaltlichen Beschaffenheit zu untersuchen und zu beschreiben. Im zweiten Abschnitt des ersten Teils, den ich „Schreiben als Erinnerung" genannt habe,

werden daher die Erscheinungsformen einer spezifisch japanischen Erinnerungskultur, die sich auf zahllose populare – nichtsdestotrotz wohlformulierte – schriftliche Selbstzeugnisse stützt, anhand dreier hervorstechender und immer wieder anzutreffender Erinnerungs- und Schreibmotive vorgestellt.

Zunächst mußte der Begriff Erinnerungskultur allerdings in der Abgrenzung zu anderen wie dem des „kollektiven Gedächtnisses" (Maurice Halbwachs) und verwandter Termini gefunden werden. Dem dient ein dieser Darstellung vorangestellter Abschnitt, der zur Begriffsklärung erarbeitet wurde. Hier habe ich auch begründet, weshalb mir die Entdeckung einer dermaßen vitalen kulturellen Szene, die sich dem Aufschreiben von Erinnerung verschrieben hat, so brisant und darstellungswürdig erschien: Denn hieraus könnte sich letztlich eine Neubewertung des japanischen Umgangs mit der Vergangenheit ergeben. Da sowohl von japanischen als auch von außenstehenden Beobachtern die phänomenale Quantität und Qualität von popularen Zeugenaussagen aus einer strikt subjektiven Perspektive bisher nahezu vollständig ignoriert, oder aufgrund eben dieses individualistischen Zugangs für unbedeutend gehalten wurde, ist weder deren Existenz noch deren inhaltliche Qualität bisher in Untersuchungen über den japanischen Umgang mit der Kriegsvergangenheit angemessen berücksichtigt worden.

Die schiere Masse von schriftlich niedergelegten Erinnerungsbeiträgen aus der Bevölkerung führte mich zu einer weiteren Fragestellung, deren Beantwortung nun den einleitenden Abschnitt des ersten Teil bildet: Woher kommt diese ungeheure Schreibbereitschaft? Eine derart weit verbreitete Vorliebe, sich schriftlich und intensiv mit vergangenen Erfahrungen auseinanderzusetzen, verweist nicht nur auf eine spezifische Erinnerungskultur, sondern ebenso auf eine bemerkenswert positive Haltung gegenüber dem Schreiben selbst. Erinnerung in Japan geschieht ganz überwiegend schriftlich. Umgang mit der Vergangenheit scheint auf populärer Ebene vor allem zu bedeuten, diese aufzuschreiben. Die Frage nach einer besonderen Kultur des Schreibens, die offenbar eng mit der Bereitschaft zur Offenlegung persönlicher Erinnerungen und Erfahrungen einhergehen muß, stellte sich immer dringender. Daß ich bei der Formulierung meiner Ergebnisse zur Erinnerungskultur immer wieder gezwungen war, auf vage Umschreibungen wie „die außergewöhnlich hohe Be-

reitschaft, schriftliche Beiträge einzureichen“ zurückzugreifen, gab den entscheidenden Anstoß, diese Vagheit auszuräumen und nach den Wurzeln einer dahinterstehenden Schreibkultur zu forschen.

Den Beginn der Arbeit bildet daher jetzt ein Kapitel über die japanische „Kultur des Schreibens“, der im Arbeitsprozeß selbst freilich erst am Schluß meiner Nachforschungen über die Entstehungszusammenhänge der persönlichen Shōwa-Geschichten stand. Daß ich in diesem Abschnitt ganz weit zurückging, nämlich bis zum Verschriftungssystem der japanischen Sprache, das immer wieder als das komplizierteste Schriftsystem überhaupt bezeichnet wird, hat einen naheliegenden und – wie ich finde – überzeugenden Grund: Wenn sich so viele Menschen von diesem über die Maßen schwierigen Schriftsystem nicht abschrecken lassen, sich dennoch freiwillig – und in ihrer Freizeit – mit der schriftlichen Formulierung ihrer Erfahrungen und Erlebnisse zu beschäftigen, dann muß es sich lohnen, das beklagte Schriftsystem unter diesem Aspekt neu zu betrachten. Beinhaltet es vielleicht auch bisher nicht ins Blickfeld gerückte Elemente, die den Akt des Schreibens erleichtern und „annehmlich“ machen?

Ich muß hier hinzufügen, daß ich zuvor nach einem Studium der Erziehungswissenschaften lange Zeit als Pädagogin gearbeitet hatte, und aufgrund dessen während meines Japan-Aufenthalts über mehrere Jahre hinweg mehrmals wöchentlich am muttersprachlichen Unterricht in Grund- und Mittelschulen teilgenommen hatte. Bei diesen Hospitationen hatte ich reichliches Anschauungsmaterial gewinnen können, aus dem heraus sich meine pädagogische Perspektive auf das Schriftsystem erklärt. Wie wird es den Schreibanfängern beigebracht, warum fällt es den Kindern so leicht, schon nach nur kurzer Unterrichtung längere Aufsätze niederzuschreiben? Wie gelingt es, trotz des mühsamen Lernens unzähliger Schriftzeichen dennoch Freude am Schreiben zu wecken und eine bemerkenswerte Hochschätzung des Schreibens schon bei Schulanfängern anzulegen? Im ersten Abschnitt des Kapitels über die Entstehungszusammenhänge der Shōwa-Geschichten, den ich „Kultur des Schreibens“ genannt habe, habe ich zusammengetragen, was mir zu der Beantwortung dieser Fragen bedeutsam erschien.

Aber auch in weiterer Hinsicht erwies sich die pädagogische Perspektive auf die japanische Schreibkultur als äußerst fruchtbar, denn

so geriet auch die erstaunliche Tatsache ins Blickfeld, daß emanzipatorische Schreibbewegungen zu der heute zu beobachtenden „Kultur des Schreibens“ erheblich beigetragen haben. Auch diese Entdekkung schien mir von großer Wichtigkeit für eine Beurteilung der Shōwa-Geschichten und deshalb einer ausführlichen Darstellung wert: Die persönlichen Shōwa-Geschichten, wie alle anderen schriftlichen Beiträge zur Erinnerungskultur, beruhten demnach auf einer emanzipatorische Momente betonenden Tradition, die nicht etwa, wie einige anderer sogenannter Traditionen, „von oben“ erfunden und eingeführt worden wäre, sondern erkämpft und sogar offensiv als Mittel zur Befreiung begriffen und eingesetzt wurde. Nach Auffassung der Aktivisten dieser Schreibbewegungen, die im übrigen zahlreiche Parallelen zu reformpädagogischen und emanzipatorischen Bewegungen in anderen Ländern aufweist, führt das Aufschreiben der eigenen Erfahrungen, die gewissenhafte Vergegenwärtigung von einstigen Gefühlen und Gedanken, zu einem tieferen Verständnis für die eigene Situation, das Lösungswege und damit Befreiung aus den Problemen des Alltags eröffnet. Dies setzt in der Betrachtung von Schreibfreude und Schreibkultur einen wesentlichen Akzent, der mir – auch angesichts der spärlichen Beachtung, die dieser Umstand bisher erfahren hat – wichtig genug erschien, in einer dem angemessenen Ausführlichkeit dargestellt zu werden.

Ich habe mich tatsächlich erst nach diesen umfangreichen Vorarbeiten an eine interpretierende Darstellung der Shōwa-Geschichten gewagt, die nun unter dem Titel „Das Bemühen um eine erzählbare Geschichte“ den zweiten, ebenso gewichtigen Teil meiner Arbeit ausmacht.

Eine Begründung meiner Vorgehensweise bei der Betrachtung dieser Selbstzeugnisse, die die einzelnen Schritte nachvollziehbar, die eingeschlagenen Richtungen transparent macht, dürfte sich hier erübrigen: In diesem Teil der Arbeit mußten keine für den Leser unerwarteten und deshalb extra zu begründenden Richtungswechsel vorgenommen werden. Hinzuweisen wäre allerdings auf die Tatsache, daß gerade bei der Untersuchung und dem Versuch einer aussagekräftigen Strukturierung dieser Kriegserinnerungen ein vergleichender Blick unmöglich zu unterdrücken war, und einige Gewichtungen daher von einer solchen Perspektive mitbestimmt sind.

Im Vordergrund bei der Darstellung und Untersuchung der Shōwa-Geschichten stand eine nach sinnvollen Gesichtspunkten geordnete Wiedergabe der inhaltlichen Aussagen, die sich den in ihrer übergroßen Mehrzahl auf die Kriegszeit konzentrierten Selbstzeugnissen entnehmen ließen. Das Schwergewicht auf einer inhaltlichen Wiedergabe, die sich nah am Text orientiert, erschien mir vor allem deshalb angebracht, weil sich auch aus diesen persönlichen Perspektiven auf die große Geschichte ein von den offiziellen Verlautbarungen erheblich abweichendes Bild japanischer Kriegserinnerungen freilegen ließ, das eine detailgetreue und intensive Darstellung lohnte.

Diese Einschätzung beruht auf folgendem Grund: Der Zusammenhang mit einer Tradition selbsterforschenden Schreibens, das nicht nur Wiedergabe, sondern *Bekenntnis* einstiger Gefühle und Gedanken postuliert, wirkt sich gerade bei der Erinnerung an Kriegserfahrungen augenscheinlich dahingehend aus, daß eine frühere zustimmende Teilhabe an den Kriegsanstrengungen nicht nur aus der Perspektive des betrogenen Opfers, sondern auch aus der – bemüht wahrheitsgetreu erinnerten – Perspektive des aktiv Beteiligten, also einer Täterperspektive heraus geschildert wird. Dieses bemerkenswerte Phänomen wird in einem abschließenden Exkurs untersucht und belegt, der auch an anderer Stelle veröffentlichte Kriegserinnerungen einbezieht.

Gerade aus einer vergleichenden Perspektive heraus wäre dieses Ergebnis natürlich von besonderem Interesse. Eine sorgfältige Gegenüberstellung dieses Aspekts der japanischen Erinnerungskultur mit ähnlichen Ergebnissen aus anderen Ländern, die jeweils spezifische gesellschaftliche und politische Kontexte mit einbezieht, muß allerdings zukünftigen Studien vorbehalten bleiben. Weil das Thema jedoch ein ständiges Mitdenken dieser vergleichenden Perspektive provoziert, habe ich an den entsprechenden Stellen auf mögliches Vergleichsmaterial bzw. Belege für augenfällige Überschneidungen oder Abweichungen verwiesen. Dies erschien mir notwendig, um eine unreflektierte Einmischung implizit vergleichender Überlegungen zu verhindern. Den Eindruck eines tatsächlich belegten Vergleichs sollten diese Anmerkungen keinesfalls erwecken.

Eindeutig belegt erscheint mir allerdings, daß in der japanischen Erinnerungskultur neben einer die Verantwortung für die Vergan-

genheit immer wieder ablehnenden Regierungspolitik ein ungeheures Reservoir schriftlich niedergelegter Kriegserinnerungen existiert, deren Hauptanliegen die ungeschminkte Wiedergabe einstiger Gefühle und Gedanken und das Bekenntnis aktiver Teilhabe an den Kriegsanstrengungen bildet.

I Kontext und Entstehungsbedingungen schriftlicher Beiträge zur japanischen Erinnerungskultur

1. Kultur des Schreibens

Vor der Kultur des Schreibens steht die Beherrschung der Schrift. Nun gilt allerdings das japanische Schriftsystem als besonders komplex und schwierig, ein Umstand, der nicht unerwähnt übergangen werden kann, wenn die Entstehungsbedingungen für eine weit verbreitete, in den Alltag integrierte Schreibkultur untersucht werden sollen. Im ersten Teil dieses Kapitels wird daher das Verhältnis der Japaner zu ihrem Schriftsystem betrachtet. In unserem Zusammenhang relevant wäre hierbei, ob eine außergewöhnliche Schwierigkeit des japanischen Schriftsystems, falls vorhanden und objektiv bestimmbar, die Verbreitung von Literalität oder Schreibbereitschaft entweder beeinträchtigt oder etwa positiv beeinflußt hat.

Um dem sozialen Kontext der Kultur des Schreibens in Japan weiter auf die Spur zu kommen, wird im zweiten Teil dieses Kapitels die im heutigen Schulsystem praktizierte Aufsatz- und Tagebucherziehung dargestellt. Diese auffällig freie Aufsatzerziehung ist Ergebnis einer *Bewegung*, der *seikatsu tsuzurikata undō*,[1] die zeitlich parallel zu und inhaltlich verknüpft mit den literarischen und politischen Strömungen der Meiji- und Taishō-Zeit entstand und die von Tsurumi Shunsuke als japanspezifischer Pragmatismus charakterisiert worden ist.[2] Für die Verankerung von Schreibbereitschaft und Schreibfreude in breiten Kreisen der japanischen Bevölkerung war diese Bewegung von beachtlicher Bedeutung, weshalb Anstöße, Entwicklung, Ideen und Erfolge dieser Bewegung im Anschluß an die Dar-

[1] Etwa übersetzbar als „Bewegung, das Leben in Worte zu fassen"; nähere Erläuterungen zum Begriff und seinen Konnotationen s. Abschn. 1.3 dieses Kapitels.

[2] Tsurumi Shunsuke, geb. am 25.6.1922, Philosoph und Sozialwissenschaftler, Mitbegründer der Zeitschrift *Shisō no kagaku* (Wissenschaft des Denkens). In seiner 1956 mit Kuno Osamu gemeinsam publizierten Aufsatzsammlung *Gendai Nihon no shisō* (Denken im Japan der Gegenwart) trägt ein Beitrag über die *seikatsu tsuzurikata undō* den Titel „Nihon no puragumatizumu" (Pragmatismus in Japan) (Kuno und Tsurumi 1956, S. 71–115).

stellung der Aufsatzerziehung, im dritten Teil dieses Kapitels zusammengetragen werden.

1.1 „Obsessive Lust" an der Schrift

1.1.1 Über die „Schwierigkeit" des japanischen Schriftsystems

Während die oft beschworene Schwierigkeit der japanischen Sprache als Ganzes besonders von westlichen Japanologen bald als Mythos und Kult entlarvt wurde, wurde die Komplexität des Schriftsystems hingegen auch von skeptischen Beobachtern anerkannt. Der amerikanische Linguist Roy Miller, der in seiner vielbeachteten Studie *Japan's Modern Myth* detailreich und mit unüberhörbar spöttischem Unterton ausmalte, wie die übertriebene Beschäftigung der Japaner mit ihrer eigenen Sprache, insbesondere die wiederholte Beschwörung der „Schwierigkeit" der eigenen Sprache, der Schaffung eines Mythos gleichkomme, gesteht hinsichtlich des Schriftsystems den Japanern, wenn auch zögernd, zu, daß ihre diesbezüglichen Besorgnisse berechtigt sein könnten:

> […] in this one particular, it is difficult not to grant the myth its point. […] The Japanese writing system is indeed complex. […] it is in fact difficult.[3]

Diese Einschätzung Millers bleibt durchweg unwidersprochen. Bruno Lewin schrieb klipp und klar:

> Das japanische Schriftsystem ist das komplizierteste aller Kultursprachen.[4]

Etwas gewundener drückt sich Florian Coulmas aus:

> Keine andere heute gebräuchliche Schrift ist ähnlich intrikat wie die japanische, und es ist fraglich, ob es je ein Schriftsystem gab, das Sprache auf komplexere Weise visuell materialisierte.[5]

Niemand, der sich mit der aus drei Subsystemen zusammengesetzten japanischen Verschriftungsform beschäftigt, will dessen Komplexität ernsthaft bezweifeln. Als ursächlich für die Schwierigkeit des japanischen Schriftsystems wird zum einen die theoretisch unbegrenzte Zahl der Schriftelemente angesehen, zum anderen die Existenz von drei Subsystemen innerhalb des Schriftsystems, die kombiniert verwendet werden (*kanji kana majiribun*).

---

[3] Miller 1982, S. 185.
[4] Lewin 1990, S. 1527.
[5] Coulmas 1981, S. 146.

„Schwierig" provoziert hier in erster Linie die Assoziation „schwierig zu lernen" sowie die Hervorhebung gegenüber anderen, weniger schwierigen, also „einfach zu lernenden" Schriftsystemen, natürlich vorzugsweise dem Alphabet. Hier wäre auf relativierende Ansichten hinzuweisen, die die Schwierigkeit des japanischen Schriftsystems und eine dem gegenüberstehende Einfachheit des Alphabets nicht als absolute Größen bestätigen wollen: Florian Coulmas, der das japanische System als besonders „intrikat" bezeichnet, besteht darauf, daß es ein *an sich* schwieriges Schriftsystem nicht geben kann, sondern daß die Kriterien für die „Güte eines Schriftsystems" unter Berücksichtigung der zu verschriftenden Sprache und der wechselseitigen Bezüge zwischen beiden betrachtet werden müssen. Allein das Kriterium eines zahlenmäßig geringen Zeicheninventars, worauf die Apologeten des Alphabets sich für seine angebliche „Einfachheit" berufen möchten, reiche nicht aus, um seine daraus abgeleitete leichte Erlernbarkeit zu begründen.[6]

Gesprochene und geschriebene Sprache sind im Japanischen wesentlich enger miteinander verknüpft als in anderen, vor allem den mit Hilfe des Alphabets verschrifteten Sprachen. Während die auf dem Alphabet beruhende Schrift als bloßes Instrument fungiert, mit dessen Hilfe die gesprochene Sprache repräsentiert wird, das aber in der mündlichen Kommunikation nur in seltenen Ausnahmefällen (z. B. Lehre vs. Leere im Deutschen) thematisiert wird, spielt die graphische Form eines Wortes in der japanischen Sprache eine ungleich wichtigere Rolle. Aufgrund der im Japanischen so zahlreich vorhandenen Homophone vermittelt die lautliche Form in vielen Fällen nur gemeinsam mit der graphischen Form überhaupt eine verwertbare Information. Schreiben- und Lesenlernen ist von daher nicht allein das Erlernen einer Kultur*technik*, sondern sogar vorrangig der Erwerb von Wortschatz, von Sprache an sich. Das Erlernen der Schrift hat folglich innerhalb der Aneignung der japanischen Sprache einen höheren Stellenwert als in den meisten anderen Sprachen.

Das Phänomen „Schwierigkeit" ist weiterhin differenziert nach den jeweiligen Subsystemen – also Kanji und Kana – zu betrachten: Die beiden Silbenschriften zählen zu den am einfachsten zu erlernenden Schriftsystemen, denn ihre Grapheme entsprechen in umkehr-

[6] Vgl. Coulmas 1981, S. 42ff.; vgl. dazu auch Sampson 1985, S. 160ff.

bar eindeutiger Form dem Phoneminventar. Die vor über tausend Jahren aus China übernommenen Kanji hingegen stellen allein aufgrund ihrer Vielzahl eine mnemotechnische Herausforderung dar. Die einzelnen Subsysteme bergen somit einen jeweils völlig verschiedenen Schwierigkeitsgrad und fordern unterschiedliche Denkleistungen. Während die Kombination weniger – nicht bedeutungstragender – Grapheme wie im Alphabet oder den Silbenschriften das Abstraktionsvermögen fordert und fördert, stellt die Vielzahl – bedeutungsvoller – Grapheme wie die der Kanji hohe Ansprüche an die Gedächtnisleistung. Im japanischen Schriftsystem sind beide Formen der Verschriftung kombiniert enthalten, wobei im Schriftbild eines erwachsenen Schreibers oder in literarischen Texten die Silbenzeichen heutzutage bis zu drei Vierteln des Textes ausmachen.[7]

Der Schwierigkeitsgrad des japanischen Schriftsystems ist außerdem insofern unterschiedlich zu bewerten, ob der Standpunkt des Lesers oder der des Schreibenden im Vordergrund steht. Die auf grammatische Strukturen aufbauende Kombination von Kanji und Silbenschriften bietet dem *Leser* durchaus auch Erleichterungen: Das Schriftbild vermittelt allein durch seine graphische Gestaltung eine Vielzahl von schnell erfaßbaren Informationen, die durch die vergleichbar genutzten Möglichkeiten der Worttrennung und Großschreibung in alphabetischen Schriften nicht zu erreichen ist. Ein allein aus Silbenzeichen bestehender Text wird daher – obwohl leichter zu schreiben – als schwieriger zu lesen empfunden, da die graphische Gliederung des Textes in syntaktische Einheiten wegfällt. In einen allein aus Silbenzeichen bestehenden Text (vornehmlich Kinderliteratur bzw. Schulbuchtexte) wird daher zumeist auf das sonst nicht übliche Mittel der Spationierung zurückgegriffen.

Für den *Schreibenden* bedeutet die Vielzahl der Kanji hingegen erhebliche Mühe. Nicht selten muß ein Zeichenlexikon zu Rate gezogen werden; ein oder mehrere Exemplare gehören zur Grundausstattung eines jeden Haushalts und liegen beim Schreiben unweigerlich auf dem Tisch.[8]

---

[7] Vgl. Stalph 1996, S. 1424f.

[8] Der seit Ende der achtziger Jahre eingeführte *wordprocessor* hat diese Mühen des Schreibens glücklicherweise erheblich vermindert, weil das passive Erkennen des passenden Kanji auf einer Kanji-Liste wesentlich leichter fällt als das aktive

Schließlich sind es eine Reihe weiterer und unterschiedlichster Faktoren, die die leichte Erlernbarkeit eines Schriftsystems unabhängig von der Zahl und Form seiner Elemente beeinflussen: Das Schulsystem, die allgemeine Wertschätzung von Bildung in der Bevölkerung, die materiellen Verhältnisse, der Zugang zu Büchern und anderen Medien spielen hier eine ebenso gewichtige Rolle wie die Kompliziertheit der Verschriftungsform.

Hier soll nun nach Gründen dafür gesucht werden, warum trotz eines anerkannt schwierigen Schriftsystems so gern und viel geschrieben wird, weshalb im Folgenden vorrangig Punkte zusammengetragen werden, die ein positives Verhältnis zu Schrift und Schriftstück bewirken können. So könnte allein die ständige Beschwörung der Schwierigkeit des eigenen Schriftsystems eine psychische Entlastung mit sich bringen: Sie unterbindet jeglichen Anspruch auf Perfektion. Der hoch angesetzte Schwierigkeitsgrad beinhaltet zugleich eine Entschuldigung für all jene, die dieser schwierigen Aufgabe nicht bis zur äußersten Perfektion gewachsen sind, so daß aus der ständigen Beteuerung von Schwierigkeit eine Toleranz gegenüber Unzulänglichkeit in der Schriftbeherrschung erwachsen ist. Bei einem derart hohen Schwierigkeitsgrad kann Perfektion nur den Spezialisten vorbehalten bleiben, was Unzulänglichkeit zum Normalfall macht und damit letztlich die Maßstäbe, die an Schriftbeherrschung gelegt werden, sogar senkt. Da absolute Perfektion nicht erwartet werden kann, könnte ein wichtiges Hemmnis, sich der Schrift tatsächlich zu bedienen, nämlich die Angst vor Fehlern, aus dem Weg geräumt sein.

So wird das japanische Schriftsystem zwar durchweg als schwierig, kompliziert und intrikat anerkannt, ob dessen Komplexität jedoch auch unbedingt schwierige Erlernbarkeit und Handhabbarkeit für die Benutzer beinhaltet, bleibt umstritten.[9]

Die allgemeine Übereinstimmung, daß das japanische Schriftsystem besonders schwierig sei, hat eine bis heute nicht enden wollende Kette von Veröffentlichungen und Periodika zu sprachpolitischen und

---

Schreiben aus dem Gedächtnis. Vgl. hierzu auch den Abschnitt 2.2.3.1 über Verbreitung und Kommerzialisierung der Idee, „das eigene Leben aufzuschreiben".

[9] Vgl. hierzu auch Stevenson u.a. 1986.

linguistischen Themen nach sich gezogen.[10] Die Vielzahl sprachwissenschaftlicher Periodika läßt sich durch das Zahlenmaterial des *Asahi nenkan* von 1996 veranschaulichen, in dem sprachwissenschaftliche Publikationen (*gengogaku*) eigens ausgewiesen sind: Von insgesamt 2421 Monatszeitschriften, die 1994 auf dem Markt waren, hatten allein 50 sich auf sprachwissenschaftliche Themen spezialisiert; damit stehen sprachwissenschaftliche Monatszeitschriften zahlenmäßig nur knapp hinter 66 entsprechenden Titeln, die sich speziell an Frauen richten, sowie hinter 65 Musik- und 56 Kunstzeitschriften.[11] Auch auf dem Buchmarkt findet sich eine Fülle sprachwissenschaftlicher Publikationen, die sich an das breite Publikum wenden: „Insbesondere die Zahl der Publikationen zum Thema Kanji ist Legion."[12]

Dieser Vielzahl von Veröffentlichungen zum Thema Schrift liegen handfeste Probleme zugrunde: Seit Beginn der Meiji-Zeit war erkannt worden, daß Sprach- und Schriftreformen für die Modernisierung Japans eine zentrale Rolle zukam, wobei das Schwergewicht aller Vorschläge auf Vereinfachung lag.[13] Eine Fülle von Reformvorschlägen, die sowohl das Schriftsystem als auch die gesamte Sprache zur Disposition stellten[14] und in den dreißiger Jahren der Meiji-Zeit in der allmählichen Einführung eines neuen Schreibstils, dem *genbun itchi*,[15]

---

[10] Vgl. zum Komplex „Sprache als öffentliches Thema" Hijiya-Kirschnereit 1990a, S. 16ff.

[11] Vgl. Asahi shinbunsha 1996, S. 824.

[12] Stalph 1989, S. 24.

[13] Vgl. Twine 1983.

[14] Neben einem langandauernden Prozess der Neuschöpfung von sinojapanischen Wörtern für die neuen Begriffe (vgl. dazu Yanabu 1991) stand die berühmte Forderung des späteren Erziehungsministers Mori Arinori (1847–1889), die japanische Sprache insgesamt abzuschaffen und statt ihrer das Englische einzuführen (1873). Maejima Hisoka (1835–1919) hatte 1866 vorgeschlagen, die Kanji abzuschaffen und nur noch die Silbenzeichen zu verwenden, Fukuzawa Yukichi setzte sich 1873 dafür ein, die Zahl der Kanji zu beschränken, während Nishi Amane (1829–97) sich sogar dafür aussprach, das Alphabet einzuführen. Nach dem 2. Weltkrieg erregte der Schriftsteller Shiga Naoya erneut Aufsehen mit seiner Forderung, das Japanische abzuschaffen und stattdessen das Französische einzuführen; vgl. dazu Habein 1984, S. 97ff.

[15] *Genbun itchi* wäre als „Vereinheitlichung von gesprochener und geschriebener Sprache" zu übersetzen; eine ausführliche Schilderung dieser „Bewegung", liefert Twine 1978, die deren Auswirkungen auf Sprache und Schrift als „eine der entscheidendsten und umkämpftesten Reformen der Meiji-Zeit" (S. 333) einstuft.

mündeten, waren eine Antwort auf diese Herausforderung. Zugleich legten die ständigen Diskussionen über notwendige Vereinfachungen von Sprache und Schriftsystem den Grundstein für die besondere Aufmerksamkeit, die Sprach- und Schriftproblemen in der breiten Öffentlichkeit bis zum heutigen Tage entgegengebracht wird. Sprachpflege wurde zu einem Gegenstand allgemeinen Interesses, wobei die wichtigsten Anstöße zu Reformen von Intellektuellen und privaten Vereinigungen vorgebracht wurden, Eingriffe oder Festschreibungen durch staatliche Stellen hingegen spärlich waren und, wenn überhaupt, nur sehr schleppend vorangingen.[16] An der Einführung und Verankerung des *genbun itchi* läßt sich dies gut zurückverfolgen: Die Anstöße kamen von Literaten und Intellektuellen, wurden nach und nach aufgenommen von Zeitungen und Zeitschriften, und schließlich, Jahrzehnte später, wurde eine *genbun itchi* genannte Fassung auch in Amtsstuben und Lehrplänen angeordnet, d.h. von staatlicher Seite institutionalisiert.[17]

Im Demokratisierungsprogramm der Amerikaner nach Japans Niederlage 1945 wurde einer auf Vereinfachung zielenden Reform des Schriftsystems ebenfalls große Bedeutung beigemessen. Die 1946 auf Initiative der amerikanischen Besatzungsmacht durchgeführte Schriftreform setzte aus der Meiji-Zeit stammende Vorschläge für Vereinfachungen des Schriftsystems durch: Die Zahl der zu verwendenden Kanji wurde auf 1850 begrenzt (*tōyō kanji*), der Gebrauch der Silbenschriftzeichen wurde geregelt (*gendai kanazukai*). Aber auch diese Reform, mit der fraglos ein wesentlicher Beitrag zur Vereinfachung des Schriftsystems geleistet worden war und die, da sie im Schulunterricht, von der Presse und in amtlichen Verlautbarungen befolgt wurde, eine weitreichende Wirkung entfalten konnte, machte den Diskussionen um Weiterführung oder Rücknahme der Reformen kein Ende,[18] und der die Einmaligkeit und besondere Schwierigkeit der japanischen Sprache und ihres Schriftsystems beschwörende Diskurs riß nicht ab.[19] Insbesondere die seit den späten sechziger Jahren der Strömung des *Nihonjinron* (Japanerdiskurs) zuzurech-

[16] Vgl. dazu auch Coulmas 1985, S. 255f.
[17] Vgl. Twine 1978.
[18] Vgl. z.B. den 1983 von Maruya Saiichi herausgegebenen Band *Kokugo kaikaku o hihan suru* (Kritik an der Sprachreform).
[19] Vgl. als eines der bekanntesten Werke dieser Art Kindaichi 1978.

nenden zahlreichen Publikationen bekräftigten das Besondere und Einmalige der japanischen Sprache: Es wurde daran gearbeitet, die japanische Sprache zum wesentlichen Kern japanischer Kultur zu verklären, zum identitätsstiftenden Kulturgut zu stilisieren.[20] Vor allem Roy Miller hat in seiner Studie *Japan's Modern Myth* mit großer Schärfe japanische Autoren wie Kindaichi Haruhiko oder Suzuki Takao kritisiert, welche die unumstrittene Komplexität des japanischen Schriftsystems zu einer Tugend verklären und es auf diese Weise als anderen Schriftsystemen überlegen hinstellen wollen.[21] Keinesfalls soll hier in denselben Fehler verfallen werden. Dennoch wäre Komplexität und Kompliziertheit nur unvollkommen betrachtet, wollte man die auf ihrer Kehrseite daherkommenden Verhaltens- und Sichtweisen völlig ignorieren. Wenn Sprache und Schrift derart im Mittelpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit stehen, bleiben Ideologisierung und Instrumentalisierung für politische Interessen nicht aus.[22] Dennoch läßt sich dieses hohe öffentliche Interesse an Sprach- und Schriftproblemen sicher nicht allein durch Ideologisierungen oder einen Hang zur Mystifizierung erklären, wie Miller es tut. Denn Sprach- und Schriftreformen haben im japanischen Modernisierungsprozeß tatsächlich eine derart wichtige Rolle gespielt, daß die exzessive Beschäftigung der Japaner mit ihrer Sprache und ihrem Schriftsystem auch durch diesen Umstand Plausibilität erhält.

Zudem hat eine von China übernommene Ästhetisierung von Schriftbild und Schreibprozeß ebenfalls dazu beigetragen, der Schrift ein besonderes Prestige zu verleihen. Komplexität und Vielfalt des Schriftsystems sind ausnehmend förderlich für eine Ästhetisierung des Schriftbildes, und die Kalligraphie als Kunstform etablierte sich in Japan ebenso wie in China.[23] Daß die Schrift einen besonderen Sta-

---

[20] Vgl. dazu Dale 1995, S. 56ff.; vgl. ebenso Miller 1982 und Hijiya-Kirschnereit 1988.

[21] Ich beziehe mich hier vor allem auf seine vernichtende Kritik an dem Linguisten Suzuki Takao; Miller 1982, S. 187ff.

[22] Ein Umstand, der sich auch bei den Diskussionen um die Rechtschreibreform 1996 in der Bundesrepublik Deutschland wieder beobachten ließ, vgl. dazu beispielsweise die Wochenzeitschrift *Der Spiegel* 42/1996; S. 262ff., wo bekannte Schriftsteller wie Hans Magnus Enzensberger, Martin Walser oder Walter Kempowski sich mit teilweise unverhohlen volkstümelnden Aussagen gegen die Reform wenden.

[23] Vgl. dazu Coulmas 1981, S. 140ff.

tus genießt, geradezu zum Objekt emotionaler Zuwendung geworden ist, läßt sich zu guter Letzt an einer Bemerkung Saeki Shōichis (geb. 1922, Amerikanist und Kritiker) ablesen, der in der Einleitung zu seinem Werk über „Autobiographien der Japaner" schreibt, in Japan finde man eine

> tiefverwurzelte, nahezu fetischisierende Lust und Obsession an der Schrift selbst, […] die sich nicht unbedingt nur auf das Genre Literatur beschränkt.[24]

Während Miller hinter einer „Obsession" für Sprache und Schrift Ideologisierung zu einem bestimmten Zweck, politischen Hintersinn und Heimtücke vermutet, führt Saeki hier einen emotionalen, einen lustbetonten Aspekt ein, um das auffällige Interesse der Japaner an ihrem Verschriftungssystem zu beschreiben. Allerdings lassen sich Ursache und Wirkung hier nur noch schwer auseinanderhalten. Vielbeschworene Schwierigkeit und dauernde Vereinfachungsbemühungen, Ideologisierung und hohes Ansehen als Kunstform, sowie auf all diesen Faktoren beruhendes breites öffentliches Interesse sind offenbar Ingredienzien, die dazu führten, daß Beherrschung des Schriftsystems nicht nur zu einem Prestigefaktor in der sozialen Hierarchie,[25] sondern zu einer ausgreifenden „Obsession" wurde. Ob dies nun trotz oder wegen der viel zitierten „Schwierigkeit" geschah, läßt sich aufgrund der miteinander verwobenen Entwicklungsstränge gar nicht mehr ausmachen; in jedem Falle läßt sich jedoch konstatieren, daß Schrift in Japan einen besonderen Status genießt, der, wie Saeki Shōichi bemerkte, sich nicht nur auf das Genre Literatur beschränkt, sondern auch in profanen Situationen, wie beispielsweise bei Namensgebung und Namensstempeln, in Werbung und Design sowie als beliebtes Thema in der alltäglichen Konversation zum Ausdruck kommt.

1.1.2 Literalität als soziale Kompetenz

Eine wichtige Rolle in unserem Zusammenhang spielt natürlich die Frage, in welchem Maße die Beherrschung der Schrift als Instrument der Schreibkultur sich in Japan verbreiten konnte, d.h. wie seine Literalitätsquoten im Vergleich zu anderen Ländern ausfallen.

---

[24] Saeki 1974, S. 20.

[25] Vgl. zu diesem Aspekt besonders Brown 1985, S. 45.

Bisher sind zwei sich scheinbar widersprechende Voraussetzungen herausgearbeitet worden, nämlich zum einen der hohe Schwierigkeitsgrad des japanischen Schriftsystems, zum anderen das emotional besetzte, hohe Ansehen, das eben dieses Schriftsystem genießt. Der hohe Schwierigkeitsgrad scheint auf die Literalitätsquoten allerdings keinen ausschlaggebenden Einfluß gehabt zu haben. So besitzt Indien einfache Schriftsysteme mit minimalem Zeichensatz und hinkt in der Ausbreitung von Literalität dennoch weit hinterher, Taiwan oder Japan benutzen logographische Systeme mit einem in die Tausende gehenden Zeicheninventar, liegen aber dessen ungeachtet in der Literalitätsrate weltweit auf ganz vorderen Plätzen, während China, das Ursprungsland eben dieses logographischen Systems, noch immer mit einer Illiteralitätsquote von mehr als 25% zu kämpfen hat.[26] Hieran zeigt sich deutlich, daß komplizierte Verschriftungsregeln der Ausbreitung von Literalität sehr viel weniger entgegenstehen als andere gesellschaftliche Bedingungen wie Armut und ein niedriger Stand der Erziehungseinrichtungen:

> […] the very high figure for Japan suggests strongly that what determines a society's literacy level has very little to do with the nature of its script and almost everything to do with its general educational facilities and level of civilization.[27]

Vor allem ausschlaggebend für die Ausbreitung von Literalität war in allen Gesellschaften ihre Notwendigkeit für das Funktionieren des sozialen Gefüges,[28] und entsprechend diesen Notwendigkeiten wurden die sozialen Institutionen geschaffen, die Schriftkompetenz als Pflichtwissen vermitteln. Dadurch wird deutlich, wie sehr Literalität an ihren sozialen Hintergrund gebunden ist: Literalität ist im wesentlichen eine soziale Kompetenz und in weit geringerem Maße eine Beherrschung von mehr oder weniger komplizierten Verschriftungsregeln. Diese soziale Kompetenz hat sich in verschiedenen Epochen und unter verschiedenen gesellschaftlichen Bedingungen auf unter-

---

[26] Vgl. Coulmas 1985, S. 226f. Vgl. dazu auch die Angaben zur Literalität im *Yearbook 1996: Countries of the World and their Leaders*, wonach Japan, Deutschland und Großbritannien eine Literalitätsquote von 99% aufweisen, Korea von 98%, die USA von 97%, Taiwan 92%, China 73% (Männer: 84% / Frauen: 62%) und Indien 48%.

[27] Downing, J. (Hg.), Comparative Reading, London 1973, hier zitiert nach Sampson 1985, S. 162.

[28] Vgl. hierzu und zu den folgenden Ausführungen Glück 1987, S. 153ff.

schiedliche Weise manifestiert, weshalb auch die Kriterien dafür, wann ein Individuum als literal oder illiteral anzusehen wäre, völlig unterschiedlich sind.

> In welchem Maße ein Individuum literal ist, bemißt sich danach, in welchem Maße es die Funktionen wahrzunehmen in der Lage ist, die in der jeweiligen Gesellschaft als Domänen der schriftförmigen Kommunikation etabliert sind – entsprechend muß ein solches Individuum in verschiedenen Epochen verschieden charakterisiert werden.[29]

Folgt man dieser Definition von Helmut Glück, dann fällt es auch nicht schwer, seinen nächsten Schritt nachzuvollziehen: Wenn Schriftkundigkeit bzw. Literalität als die Fähigkeit definiert wird, sich der Schrift zielgerichtet zu bedienen, dann würden unter dieses Kriterium sogar diejenigen fallen, die für die Erreichung bestimmter Zwecke schreiben oder lesen *lassen*.[30]

Illiteralität und deren Gegenpol, Schriftkompetenz, sind soziale Kategorien: Sie existieren nur im Hinblick auf bestimmte soziale Gepflogenheiten und Erfordernisse, nicht als Kategorien an sich; sie beschreiben keinesfalls allein die unzulängliche bzw. zulängliche Beherrschung eines Zeicheninventars.

Zuverlässige Untersuchungen über die Entwicklung von Literalität fehlen sowohl für Europa als auch für Japan. Die Historiker der Massenalphabetisierung in Europa, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als abgeschlossen betrachtet wird, müssen sich mangels anderer Quellen, die als Beweis für Schreibfähigkeit gelten könnten, auf Heirats- oder Rekrutenlisten berufen, aus denen lediglich hervorgeht, daß die betreffenden Personen ihren Namen schreiben konnten und nicht mit den berühmten drei Kreuzen unterzeichneten[31] – auch dies ein weiterer Beweis für die historische und soziale Relativität der entsprechenden Kriterien. Als aussagekräftig wird jedoch gemeinhin die Entwicklung der Auflagenstärke von Zeitungen und anderen Druckerzeugnissen angesehen, wobei die Tatsache, daß die Zeitungsauflagen im dritten Drittel des 19. Jahrhunderts explosi-

---

[29] Ebd., S. 158.

[30] Glück bezieht sich hier auf die römische Schriftkultur, wo Schreiben eine Knechtsarbeit (*opus servile*) war und die Kulturszene nicht selbst las und schrieb, sondern lesen und schreiben ließ: *non scribo, sed dicto* (ebd., S. 161).

[31] Ebd., S. 189.

onsartig anstiegen, als Indikator für die gelungene Massenalphabetisierung akzeptiert wird.[32]

Aber auch japanische Zahlen, die für den Beginn der Meiji-Zeit ca. 40–50% der Männer und 15% der Frauen als schriftkundig vermerken,[33] sind problematisch. Schulbesuch und Schriftkompetenz werden hier gleichgesetzt. Mit solchen Zahlen ist natürlich nichts darüber ausgesagt, in *welchen* Schulen *welcher* der damals kursierenden Schreibstile gelernt wurde, oder ob hier überhaupt Schriftkundigkeit als soziale Kompetenz oder womöglich als Kunstform vermittelt wurde. Allerdings lassen die schon zu Beginn der Edo-Zeit erschienenen *kanazōshi* (Kana-Hefte) darauf schließen, daß Schriftkenntnis – zumindest auf der Ebene der Silbenzeichen – auch zu dieser Zeit schon so verbreitet war, daß es sich lohnte, solche Hefte zu publizieren.[34] Ekkehard May spricht von einer „frühzeitigen Ausbildung eines weite Kreise umfassenden Lesepublikums" und einem „starken Kommerzialisierungsschub" für die Massenliteratur in der Mitte des 18. Jahrhunderts.[35] Daß dieser frühzeitige Kommerzialisierungsschub sich einer „fast einhundertprozentigen Furigana-Setzung" (*sōrubi*) verdankt,[36] also der Hinzufügung von Lesehilfen, die die Aussprache der Kanji in Silbenzeichen angeben, macht deutlich, wie kontextabhängig Zahlen über Schriftkompetenz betrachtet werden müssen.

Es liegt auf der Hand, daß sich für so unterschiedlich zustande gekommene Zahlen aus Europa und Japan ein direkter Vergleich verbietet. Dennoch könnte man einen allgemeinen Trend feststellen, nach dem die Ausbreitung der Literalität in Japan der in Europa und Amerika an Ausmaß und Tempo keinesfalls nachstand, sondern zumindest parallel verlief. Die Ergebnisse von E. May lassen sogar vermuten, daß eine Literalität, die den Genuß von Massenliteratur ermöglichte, in Japan schon einige Zeit früher als in Europa bestand.

Der allgemeine Trend der Entwicklung von Literalität in Japan wie in Europa legt somit nahe, daß hier wie dort gegen Mitte des 19. Jahrhunderts die knappe Hälfte der Bevölkerung lesen und schreiben

[32] Ebd., S. 190.
[33] Vgl. Passin 1982, S. 47ff. und 56ff.
[34] Vgl. Habein 1984, S. 68f.
[35] May, Ekkehard 1980, S. 14f.
[36] May, Ekkehard 1982, S. 151; siehe dazu auch ders. 1974, S. 115f.

konnte, der Anteil der Schriftkundigen bis zum Ende des Jahrhunderts beträchtlich zunahm, und zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine nahezu hundertprozentige Verbreitung von Lese- und Schreibfähigkeit verkündet werden konnte.[37]

Eine repräsentativ und differenziert durchgeführte Untersuchung der Literalität in Japan im Jahre 1948, die von der amerikanischen Besatzung initiiert worden war, kam zu dem Ergebnis, daß 1,7% der Bevölkerung als „nicht schriftkundig" zu bezeichnen waren und weitere 2,1% nur Silbenzeichen schreiben konnten.[38] In dieser Untersuchung wurden zum ersten Mal äußerst differenzierte Angaben vorgelegt – die allerdings die unterschiedlichsten Interpretationen hervorriefen. Während die einen den geringen Anteil absoluter Illiteralität betonen, unterstreichen andere den ebenfalls niedrigen Anteil von nur 6,2% derer, denen „volle Schriftkompetenz" bescheinigt wird.[39] In Anbetracht der Tatsache, daß die Kriterien für Schriftkompetenz verworren sind und Literalität als soziale Kompetenz sich nicht in der Beherrschung eines großen oder kleinen Zeicheninventars messen läßt, scheint hier große Vorsicht angebracht zu sein. Wenn volle Schriftkompetenz für Teilnehmer am japanischen Verschriftungssystem bedeuten sollte, sämtliche regelmäßig vorkommenden Schriftzeichen, d.h. bis zu 3.000 Elemente, aktiv zu beherrschen, würde dieser Anspruch – auf alphabetische Verhältnisse übertragen – auf eine absolut fehlerfreie Anwendung von Rechtschreibung und Interpunktion hinauslaufen. Abgesehen davon, daß repräsentative Erhebungen über „volle Schriftkompetenz" für Deutschland nicht existieren, kann man ganz sicher davon ausgehen, daß der Anteil derer, die die deutsche Rechtschreibung perfekt beherrschen, sehr viel niedriger liegt als die offizielle Literalitätsrate von 95–99%. Die für deutschsprachige Verhältnisse in der Regel veranschlagten knapp 100% Schriftkundigkeit geben somit keinesfalls den Anteil derer wieder, die über eine „volle Schriftkompetenz" verfügen.

---

[37] Siehe hierzu auch Passin 1982, S. 56ff.
[38] Nomura 1988, S. 182ff.
[39] Foljanty 1984, S. 61; siehe dazu auch Nomura 1988, S. 184ff.

1.1.3 Eine unverbindliche Orthographie

Die Komplexität des japanischen Schriftsystems geht einher mit einer verblüffenden Nicht-Regelung seiner Schreibweise, womit hier vor allem solche orthographischen Regeln gemeint sind, die eine korrekte Kombination der drei Subsysteme festlegen. Nicht eindeutig geregelt ist auch die Schreibrichtung: Während in Zeitungen, Zeitschriften und literarischen Werken bis heute die traditionelle vertikale Schreibrichtung (von rechts nach links) gepflegt wird, hat sich seit Beginn der Meiji-Zeit daneben auch die horizontale Zeilenanordnung (von links nach rechts) durchgesetzt. In selteneren Fällen (vor allem bei Parolen oder Werbung auf Fahrzeugen) ist auch eine horizontale Schreibrichtung von rechts nach links zu beobachten.

Die Schreibung der Kanji selbst ist nach Strichfolge und -richtung allerdings sehr präzise festgelegt; minimale Abweichungen können Bedeutungsveränderungen bewirken oder das beabsichtigte Wort völlig unverständlich machen. Hinsichtlich der Wahl des Subsystems – Kanji oder Kana – und auch bezüglich der Kombination der Systeme untereinander herrscht hingegen eine erstaunliche Toleranz.

Grundlage für den bis heute geltenden Schriftgebrauch bilden die oben erwähnten Maßnahmen zur Schriftreform von 1946. Diese sprachpolitischen Verordnungen waren ein wichtiger Wendepunkt im Schriftgebrauch, und sie waren zweifellos ein entscheidender Schritt zur Vereinfachung und Demokratisierung der Sprache. Als verbindliche Orthographie lassen sich diese Regeln jedoch keinesfalls bezeichnen: Sie waren weder umfassend noch obligatorisch und können bis heute durch Nichtbeachtung außer Kraft gesetzt werden. In diesen „der moderne Gebrauch der Kana“ (*gendai kanazukai*) genannten Regelungen werden Standards (*gensoku*) festgelegt, die allerdings nicht ausschließen, daß auch andere Schreibweisen erlaubt sind; lediglich in der Schule müssen diese Standards befolgt werden. Diese orthographischen Regelungen wurden überdies in den folgenden Jahren heiß diskutiert und umkämpft.[40] 1959 und 1973 wurden weitere Regeln für die Schreibweise der Okurigana (*okurigana no tsu-*

[40] Vgl. Maruya 1983, S. 290ff.

kekata)[41] erlassen, in denen Zweifelsfälle zwar geklärt wurden, die das Nebeneinander verschiedener Schreibweisen allerdings keinesfalls beseitigten.

1983 beschäftigte eine Studie des Staatlichen Sprachforschungsinstituts (*Kokuritsu kokugo kenkyūsho*) sich mit „Schwankungen im gegenwärtigen Notationssystem", die anhand von in Zeitungen gedrucktem Wortmaterial empirisch untersucht wurden.[42] Danach fanden sich für ca. 14% des untersuchten Wortschatzes mehr als zwei verschiedene Schreibweisen. Den Löwenanteil „schwankender Verschriftung" machte dabei die Wahl eines anderen als des vorgesehenen Schrift-Subsystems aus, wobei die Wahl der Silbenschrift anstelle der zuständigen Kanji mit 57,3% aller Mehrfachschreibungen die Spitzenstellung hielt. Mehr als 10% aller unterschiedlichen Notationen waren dem uneinheitlichen Einsatz von Okurigana zu verdanken. Trotz der Herausgabe entsprechender Regelungen hat sich offensichtlich keine wirklich verbindliche und durchgängige Schreibweise etabliert, sondern es wird bis heute ein Nebeneinander verschiedener Schreibweisen toleriert.[43]

Für die Interpunktion, deren Beherrschung gerade deutschen Schülern traditionsgemäß ungeheure Anstrengungen abverlangt hat, existiert noch nicht einmal ein Standardisierungsvorschlag wie für den Gebrauch der Kana oder Okurigana: Das Komma wird „vorwiegend nach rhythmischen Gesichtspunkten" gesetzt.[44]

Ob eine verbindliche Orthographie überhaupt notwendig ist, bleibt unter japanischen Linguisten bis heute umstritten. Suzuki Takao, ein Linguist, der nicht unbeträchtlich zu dem Berg an populärwissenschaftlicher Literatur zum Thema Sprache und Schrift in Japan beigetragen hat und dessen Ansichten u.a. Roy Miller zu vehe-

---

[41] Als Okurigana werden die ein Kanji „begleitenden" Silbenzeichen, mit denen die flektierten Wortbestandteile verschriftet werden, bezeichnet.

[42] Nomura 1988, S. 123ff.

[43] Bis heute sind auch Neuveröffentlichungen anzutreffen, in denen abweichende Orthographien angewandt werden. Ein Beispiel hierfür wäre Oketani Hideaki (Kritiker, geb. 1932), der sich noch in seiner 1992 als Buch erschienenen „Shōwa-Geistesgeschichte" einer sehr eigenwillig zusammengestellten Mischung alter und reformierter Kanji, sowie der historischen Kana bedient (Oketani 1992). Auch Maruya Saiichi (geb. 1925), der sich als Schriftsteller *und* als Sprachkritiker hervorgetan hat, verwendet die Kana weiter in der veralteten Form.

[44] Lewin 1990, S. 1543.

menter Kritik provoziert hatten, setzte sich in seinem Buch *Tozasareta gengo* (dt.: *Eine verschlossene Sprache*) mit der Forderung des Sozialanthropologen Umesao Tadao auseinander, endlich eine verbindliche Orthographie festzulegen.[45] Umesao hatte beklagt, daß man zehn verschiedene schriftliche Versionen erhalten könne, wenn man von zehn Japanern ein und denselben Satz niederschreiben ließe. Suzuki bestätigt dies und führt es im wesentlichen auf den individuell unterschiedlichen Einsatz von Kanji und Okurigana zurück.

> Aber warum darf es denn nur eine einzige Art und Weise geben, wie man einen gesprochenen Text niederschreibt?[46]

Suzuki sieht absolut

> keine Notwendigkeit festzulegen, daß es so und nicht anders sein dürfe.[47]

Eine feste Orthographie ist in den Augen des Linguisten Suzuki ein unwichtiges Scheinproblem, das zu lösen sich gar nicht lohne. Auch die Einführung des *wordprocessors* hat hier im übrigen keine Vereinheitlichung mit sich gebracht: Die Schreibprogramme bieten für ein und dasselbe Wort verschiedene Schreibungen mit derselben Bedeutung an, aus denen der Schreiber je nach persönlicher Vorliebe auswählen kann.[48]

Eine solche Laxheit gegenüber festen Regeln, die noch dazu aus der Feder eines Linguisten stammt und überdies selbst in computerisierten Schreibprogrammen verankert ist, verwundert zwar den an eindeutiges Richtig und Falsch gewöhnten westlichen Beobachter, sie führt jedoch auf ihrer Kehrseite auch positive Elemente mit sich: Die Uneindeutigkeit von Regeln kann den kreativen Umgang mit der Schrift fördern. Jürgen Stalph spricht in diesem Zusammenhang von einem weiten Spektrum „schriftvermittelt sprachschöpferischer Möglichkeiten“,[49] die nicht nur durch die – freigestellte – Wahl des jeweiligen Subsystems entstehen, sondern auch durch die Option, mittels den Kanji in kleinerer Schrift beigefügter „Lesehilfen“ (*furigana* oder *rubi*) sowohl Lesung als auch Bedeutung der Kanji zu spezifizieren bzw. zu variieren. Beispiele hierfür lassen sich heutzutage vor

---

[45] Vgl. Suzuki 1990, S. 96ff.
[46] Ebd., S. 100.
[47] Ebd., S. 101.
[48] z.B. für *kurikaesu* (wiederholen): 繰り返す、 繰返す oder くりかえす.
[49] Stalph 1996, S. 1421.

allem in Werbetexten und Comics zuhauf finden, sind aber auch aus literarischen und wissenschaftlichen Werken besonders der Meiji-Zeit in großer Zahl bekannt.[50]

Ein besonders eklatantes Beispiel dafür, wie die Wahl eines anderen Schriftsystems den Sinn einer lautlich identischen Aussage völlig verändern kann, entnehme ich ebenfalls dem Aufsatz von Jürgen Stalph: Während der Satz *Ore sa, hontō-wa-ne, ikenai-n-da-yo* in der Verschriftung 俺さ、本当はね、行けないんだよ als: ‚Du, ich kann nicht mitgehen, wirklich' zu übersetzen wäre, deutet eine Verschriftung von *ikenai* (行けない) statt mit Kanji mit einer bloßen Kanafolge (いけない bzw. イケナイ) auf die Bedeutung: ‚Mann, hab' ich da einen Mist gebaut!' hin.[51]

Dieser Spielraum bietet nicht nur Möglichkeiten des kreativen Umgangs mit Sprache und Schrift, er setzt – aus pädagogischer Sicht – überdies eine wichtige Hemmschwelle, sich der Schrift zu bedienen, beträchtlich herab. Vor allem die Tatsache, daß die als besonders schwierig empfundenen Kanji sozusagen fakultativ in den Text eingefügt werden können, macht unvollständige Kanji-Kenntnisse nicht zu einer unüberwindlichen Hürde bei der Abfassung eigener Texte. Da ohnehin jedes gesprochene Wort auch mit Hilfe einer der beiden Silbenschriften abgebildet werden kann, diese Silbenschriften wiederum wegen ihrer extrem engen Bindung an die Silbenstruktur der Sprache leicht erlernbar sind, sind geringe Kanji-Kenntnisse kein absolutes Handicap im schriftlichen Ausdruck, denn letztlich sind es die äußerst einfachen Silbenzeichen, und zwar insbesondere die Hiragana, die das „quantitative Gerüst japanischer Texte" bilden.[52]

Aber auch die Kanji-unabhängigen Uneinheitlichkeiten in der Verschriftung bedeuten offensichtlich keine größere Irritation. So wie über die Jahrhunderte hinweg verschiedenste Schreibstile von an chinesischer Grammatik orientiertem *kanbun* über sinojapanische Mischstile (*wakan konkōbun*) bis hin zu reinen Silbenschriftstilen (*kanabun*) nebeneinander bestanden haben, erträgt die japanische Schriftkultur bis heute eine verblüffende Uneindeutigkeit ihrer Or-

[50] Vgl. hierzu insbes. Ekkehard May 1982.
[51] Stalph 1996, S. 1421.
[52] Ebd., S. 1425.

thographie und dementsprechend die verschiedensten Ausformungen von Verschriftung nebeneinander.

1.2 Aufsatzerziehung im Schulunterricht

Die Aufsatzerziehung beginnt sehr früh. Schon in der ersten Grundschulklasse werden die Kinder aufgefordert, Erlebnisse oder Gefühle selbst in Worte zu fassen und zu Papier zu bringen. Dies läßt sich, deutlicher noch als aus den Lehrplänen (*gakushū shidō yōryō*), aus den Schulbüchern und den dazugehörigen Lehrerhandbüchern entnehmen. Nur wenige Monate nach Schuleintritt erhalten die Kinder die Aufgabe, einen ersten eigenen Text aufzuschreiben,[53] nach einem halben Jahr Schulbesuch lernen sie, wörtliche Rede in ihre kleinen Aufsätze einzufügen.[54] Wiederum ein paar Monate später sollen die Kinder aus dem, „was gestern war" (*kinō no koto*) einen Moment auswählen, über den sie am liebsten schreiben möchten, und diesen Moment gut nachfühlbar beschreiben können.[55] Am Ende des ersten Schuljahres wird – wie an jedem weiteren Schuljahresende – ein großer Abschlußaufsatz geschrieben. Schon von den Erstkläßlern wird jetzt eine „lange und ausführliche" (*nagaku kuwashiku*) Schilderung von eigenen Erlebnissen oder Beobachtungen erwartet. Die Kinder sollen lernen, ihr Umfeld sorgfältig und bewußt wahrzunehmen und das eigene Handeln, ebenso wie Gesehenes und Gehörtes, „so wie es war" (*ari no mama*) anschaulich wiederzugeben.[56]

Dies ist besonders erwähnenswert, weil solche Anforderungen an deutsche Grundschüler erst wesentlich später gestellt werden. Von deutschen Erstkläßlern erwartet man beispielsweise keinen freien Text, sondern kurze Sätze aus „geübten Wörtern",[57] eine mit den ja-

---

[53] Vgl. *Kokugo gakushū shidōsho* 1986, 1, jō, S. 180.
[54] Ebd., S. 258.
[55] Ebd., 1, ge, S. 90.
[56] Ebd., S. 246.
[57] Vgl. Senator für Schulwesen 1988, S. 20. Auch die Beherrschung aller Elemente des Alphabets müßte eigentlich die prinzipielle Möglichkeit beinhalten, den gesamten Wortschatz abzubilden; dennoch beschränkt man sich an deutschen Schulen auf den systematischen Aufbau eines „automatisierten Schreibwortschatzes" (S. 56) und dessen langsame Erweiterung – im Grunde nicht unähnlich der schrittweisen Aneignung von Kanji in den japanischen Grundschulklassen.

panischen Anforderungen vergleichbare Aufsatzerziehung setzt erst einige Jahre später ein.

Trotz des komplizierten Schriftsystems, dessen Beherrschung letztlich ein lebenslanges Bemühen um Verfeinerung und Vervollkommnung, ein lebenslanges Lernen (*shōgai gakushū*) bedeuten kann, wird in Japan mit der schulischen Aufsatzerziehung also schon sehr viel früher begonnen als in deutschen Schulen. Ein wichtiger Grund hierfür ist, daß japanische Kinder die einfachen Silbenschriftzeichen, die Hiragana und Katakana, schon beherrschen, bevor sie das erste Mal eine Schule betreten. Da überdies die Bezüge zwischen Silbenschatz der japanischen Sprache und den Silbenzeichen besonders eng sind,[58] besitzen japanische Kinder schon mit sechs Jahren ein ausreichendes Instrument, eigene, freie Texte zu verfassen.[59] Die Hiragana, die von den Kindern in ihren ersten Aufsätzen ausschließlich verwendet werden, sind zwar einerseits eine „Kinderschrift" mit niedrigem Prestige, andererseits Grundbestandteil des japanischen Schriftbildes, und machen auch in den Texten Erwachsener bis zu drei Vierteln aller Zeichen aus.[60] Schreiben lernen heißt für die Kinder somit, auf der Grundlage eines prinzipiell vollständigen Inventars graduell in die Erwachsenenschrift hineinzuwachsen, wobei Kanji – und damit auch verfeinerter Ausdruck – nach und nach größeren Raum gewinnen.[61] Hinzu kommt, daß die prinzipielle Möglichkeit, alles auszudrücken, in der Schule umgehend nach Kräften unterstützt wird: Die Kinder sollen sich ein unbefangenes Schreiben angewöhnen, sie sollen lernen, ihre Gedanken auf das Papier fließen zu lassen. Wenn Erstkläßler sich doch einmal nicht ganz sicher sein sollten, welches Silbenzeichen den gewünschten Laut wiedergibt, werden sie von den Lehrern ermutigt, stattdessen nur einen Kreis zu

---

[58] Vgl. Coulmas 1981, S. 59f.; siehe dazu auch Kindaichi 1978, S. 109ff.

[59] Siehe dazu auch Stevenson u.a. 1986, S. 219 u. 229.

[60] Auch in ausgereiften Texten umfaßt der Kanji-Anteil nur ca. 30% aller verwendeten Zeichen; Stalph 1989, S. 25.

[61] Auf ein graduelles Hineinwachsen in die Standard-Orthographie zielte auch Pitman's Initial Teaching Alphabet (i.t.a.), das in Großbritannien über mehrere Jahre hinweg als Vorstufe zum regulären, aber äußerst irrationalen englischen Rechtschreibsystem in Grundschulen eingeführt wurde; vgl. dazu Sampson 1985, S. 195f.

malen, der vom Lehrer dann richtig ausgefüllt wird.[62] Die ungestörte Übertragung der Gedanken aufs Papier hat klaren Vorrang vor einer orthographisch korrekten Schreibweise.

Im Einklang mit der zuvor angesprochenen Toleranz gegenüber uneinheitlicher Schreibweise lassen Lehrer bei der Durchsicht von Schülertexten die unterschiedlichsten orthographischen Versionen zu. Während in den japanischen Lehrplanrichtlinien (*gakushū shidō yōryō*) zwar durchaus die korrekte Anwendung von Schreibregeln als Lehrziel formuliert wird,[63] spielen Übung und Fehlerkorrektur keine große, vor allem keine disziplinierende Rolle im Unterricht.[64] Kanji-Kenntnis wird zwar durch entsprechende Tests überprüft, Diktate sind hingegen unbekannt. Schüleraufsätze werden nicht auf Fehler in der Verschriftung oder auf zahlreiche Kanji-Verwendung hin durchgesehen und zensiert; allenfalls werden etwaige sinnentstellende Kanji stillschweigend, d.h. ohne dies als Fehler zu tadeln, korrigiert.[65] Allerdings werden die Schüler immer wieder angehalten, ihre eigenen Texte selbst durchzusehen und zu korrigieren.

Anstatt Fehler anzustreichen und zusammenzuzählen haben viele Lehrer es sich zur Angewohnheit gemacht, die Aufsätze ihrer Schüler mit aufmunternden oder teilnahmsvollen Kommentaren zu versehen.[66] Sie bewerten weder Ausdruck noch Stil, sondern gehen di-

---

[62] Vgl. Kitagawa und Kitagawa 1987, S. 136.

[63] In den vom Erziehungsministerium herausgegebenen Lehrplänen für den muttersprachlichen Unterricht nimmt die Vermittlung orthographischer Regeln eine untergeordnete Stellung ein: Der unterrichtliche Schwerpunkt soll jeweils in den Teilbereichen Verständnis (*rikai*), Ausdruck (*hyōgen*) und Sprache (*gengo*) liegen. Das Lehrziel „Verständnis" nimmt in den ersten sechs Klassenstufen jeweils 50% der gesamten Unterrichtszeit in Anspruch, „Ausdruck" etwa 38%, und „Sprache", wozu Kanji-Kenntnis und Kana-Rechtschreibung (*kanazukai* und Plazierung der *okurigana*) zählt, nur etwa 12% der Unterrichtszeit (vgl. dazu *Kokugo gakushū shidō* 1986).
Sprachbetrachtung und Orthographie bilden also durchaus einen wesentlichen Schwerpunkt, beanspruchen in der Unterrichtspraxis zeitlich gesehen aber nur wenig Platz. Es wird erwartet, daß die Kinder sich die Kanji zu Hause allein aneignen und üben.

[64] Zur Bewertung von Fehlern im Unterricht siehe auch Elschenbroich 1996, S. 33f.

[65] Dies konnte ich bei Hospitationen in japanischen Grundschulklassen so beobachten und wurde auf Nachfrage von den Lehrern bestätigt. Siehe dazu auch Kitagawa und Kitagawa 1987, S. 67ff.

[66] Vgl. ebd., S. 67ff.; die Autoren führen zahlreiche Beispiele empathischer Lehrerkommentare zu Schüleraufsätzen an.